

Les trois textes qui suivent sont dédiés à la mémoire de Maître Albert Leblanc. Ils ont été publiés en 1969 dans une brochure éditée pour le 125^e anniversaire de la Maîtrise Ste-Cécile de la Cathédrale Notre- Dame de Luxembourg (206 pages, Imprimerie Saint –Paul, S.A., Luxembourg). Les Amis de l’Orgue-Luxembourg remercient de tout cœur la Maîtrise de la Cathédrale de nous avoir autorisés à reproduire ces textes dans notre bulletin. Merci également à notre ami Jos Jung d’avoir mis ces textes à notre disposition.

Domorganist Albert Leblanc

von Prosper Schroeder

Ihrer Etliche werden sich noch erinnern: es war am Weihnachtstage 1925 gewesen, dass sie auf dem Liebfrauenkirchhof am offenen Grabe des Domorganisten J.P. Beicht standen. Einer der Besten auf dem Gebiet der einheimischen Musikpflege war, wie Dominik Heckmes ihm im Nachruf schrieb, „eingegangen in das Land der ewigen Harmonien.“ Willy Goergen, der Heimatdichter, sprach die Trauerrede: „Déi lescht Deeg huet ee gemengt, d’ Uergel vu Niklos géif heiantdo zécken an ziddren, wéi wann se froe wëllt: Wou bleift dann de Meeschter ? E wäert dach net... An haut op Krëschttag, op sengem schéinsten a léifste Fest, wou d’ Uergel soss ënnert senger Hand jubiléiert huet, wéi ee Kand bäim Krëschtbeemchen, haut lee mir de gudde Beicht an d’éiweg Rou. Den Herrgott huet en heemgeruff, fir dass hie bei him mat den Engelen de Gloria in excelsis sange sollt.“

Über den frischen Grabhügel auf Limpertsberg stäubte der Winterschnee. Es zogen die Märzstürme herauf. Veilchen sprossen ringsumher. Düfteschwer blühten die Fliederbüsche. Es glühten die Pfingstrosen. Und immer noch stand im Dom die Orgel verwaist. Acht lange Monate lebte sie der Erinnerung an die Fülle von Majestät, die Beicht, Schmit und Oberhoffer ihrem Sang zu verleihen gewusst. Nur bisweilen, beim Gottesdienst, wenn Heckmes oder Théato sich ihrer annahmen, durfte sie wieder klanggewordene Sehnsucht hinaufsenden zu den hohen Gewölben. Acht lange Monate ! Bis es dann Anfang Juli in der Zeitung hieß, es habe in der Kathedrale ein Wettbewerb stattgefunden zur Neubesetzung des Organistenpostens. Die acht angetretenen Kandidaten hätten durchweg sehr gute Leistungen geboten. Am Kirchenrat von Liebfrauen sei es nun, seinen Entscheid zu treffen.

Noch etliche Wochen, und der Entscheid lag vor. Der neue Domorganist war ein Zweiundzwanzigjähriger, irgendwoher aus dem benachbarten Belgien: Albert Leblanc. Wer Leblanc sei, hätte niemand zu sagen gewusst. Niemand außer Professor Heckmes. Auf den aber hatte der blutjunge Mann einen solchen Eindruck gemacht, dass es dem Musikgewaltigen den Atem verschlug. Woche um Woche sollte es dauern, ehe er dazu kam, den Lesern des „Luxemburger Wort“ den jungen Künstler vorzustellen. Andere Kandidaten, Kanonen aus Berlin, Köln, Straßburg, junge Leute aus Belgien und Frankreich mit den klangvollsten Empfehlungen hatten der Jury ein Wahlprogramm von drei oder vier Nummern vorgelegt. Leblanc war gekommen mit einer Liste von an die sechzig Meisterwerken der Orgelkunst der verschiedensten Schulen. Sowa war Heckmes in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Wart’ junger Mann ! Ganz abgefeimt blätterte er in der langen Liste und ließ die Jury aufgeben: 6^{ème} Fantaisie (*soll wohl heißen „Symphonie“*; Anm. D. R.) von Ch.-M. Widor, sowie Fantaisie und Fuge in sol mineur von

J.-S. Bach. Und schon wogte ein Meer von Klang und Jubel durch das Gotteshaus. Es sangen Stein und Gewölbe. Und die Engelchöre, die menschlichen Sinnen unfassbar das Heiligtum umschweben, schienen miteinzustimmen in das allgewaltige Rauschen und Brausen.

Gott ja, wer war dieser begnadete junge Mann ? Die Antwort war schwer. Still, unauffällig und bescheiden versah er seinen Dienst, so still und bescheiden, wie er das heute noch tut. Seine Leistung nur sprach für ihn. Die aber sprach laut. Seine Person aber mochte er nie in den Vordergrund stellen. Nur die Cäcilianer der Kathedrale, mit denen ihn schnell eine warme Freundschaft verband, wussten um ihn. Sie waren die Einzigen, die hätten weitererzählen können, was sie ihm so nach und nach entlockt hatten.

Geboren wurde er in Sprimont, einem Dorf in der belgischen Provinz Liège, gar nicht so schrecklich weit von der luxemburgischen Grenze. So oft ich auf der Straße von Arlon nach Liège durch den stillen Ort fahre, muss ich denken, wie das doch möglich sei, dass dieses abgelegene Tal so viel Musik in Potenz fassen konnte. Und ich sehe vor mir das Bürschlein, wie es nachmittags nach der Schule gen Bastogne fuhr, um sich vom dortigen Organisten Legrand ins musikalische ABC einführen zu lassen. So etwa wie der junge Bruckner, der stundenweit lief durch Sommerhitze und Wintersturm, um einem kunstfertigen Schullehrer seine ersten Kontrapunktaufgaben- Note gegen Note- vorlegen zu können. Ich seh es vor mir, das Bürschchen, auf seinem Gang nach Bastogne und während der endlosen Stunden, da es in Sprimont sich abquälte, die Füße bis zum Pedal herabhängen zu lassen. Weil bekanntlich ein Organist, der sich respektiert, mit den Füßen ebensoviel Talent zu entwickeln hat wie mit den Händen.

Der junge Leblanc übte unverdrossen weiter. Auch dann noch, als ihn die Eltern ins Collège in Neufchâteau steckten. („Dass er etwas Solides lerne !“) So zwar, dass er mit vierzehn Jahren bereits pfarrbehördlich bestätigter Dorfgorganist in Longlier war.

Und wieder Orgel, Orgel und Orgel. Übungen an Pedal und Manual, als wollte er zu zweit oder dritt die Stufen zum Parnass überspringen. Da konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Zwei Jahre später schon wurde er in die Musikhochschule in Malines aufgenommen.

Da sollten dann Meister und Musikpädagogen ersten Ranges seine Ausbildung in die Hand nehmen. Heute noch denkt er in Dankbarkeit an die Klavier- und Orgelstunden bei Professor Depuydt, oder er erzählt begeistert, wie er bei Mortelmans Kontrapunkt und Fuge, bei Van Nuffel Gesang, gregorianischen Choral und Kompositionslehre erlernte. Das waren Tage, die so randvoll gefüllt waren, dass für Freizeit nichts mehr übrig blieb. Die einzige Erholung und Ablenkung von der Schule brachten täglich die Stunden, wo er als akkreditierter Organist in Ste-Catherine der eigenen Phantasie freien Lauf lassen konnte.

Kein Wunder, dass er die Musikhochschule in der Rekordzeit von drei Jahren absolvierte. Sein Abgangsdiplom trug die ehrenvolle Mention: „Grande distinction“.

Die nächste Etappe sollte Liège sein, wo er den Organistenposten in der Kirche Ste-Foye erhielt. Andere hätten da geglaubt, des Lernens sei nun Schluss. Leblanc war nicht

solcher Ansicht. Fleißig ging er weiter in die Lehre. Diesmal zu erfahrenen Organisten und zu Professoren des dortigen Konservatoriums.

Von Liège bis Luxemburg ist nicht weit. Ein Sprung nur sozusagen. Auf ein Haar hätte Leblanc den nie getan. Wie das kam, habe ich mal irgendwo erzählt. Die Geschichte ist zu toll, als dass sie nicht noch einmal gehört werden könnte. Also: Van Nuffel, der Professor für Kompositionslehre und Gesang in Malines, hatte die löbliche Eigenschaft, seine ehemaligen Vorzugsschüler nicht aus dem Auge zu verlieren. Für einen jungen Musiker konnte das von Wert sein- wie unser Exempel zeigt- dieweil der gelehrte Herr über weltweite Beziehungen verfügte. Also lässt er eines guten Tages Albert Leblanc in Liège die Aufforderung zukommen, sich per sofort um eine vakante Organistenstelle in Dublin (Irland) zu bewerben. Er, Van Nuffel, habe das Terrain vorbereitet. Leblanc habe alle Chancen. In Dublin winkte der Lorbeer. Ein Posten eins A, sowohl als Kirchen- wie als Konzertorganist.

Ste-Foye in Liège schien nicht der Platz, die Herzenssehnsucht eines Zwanzigjährigen zu stillen. Weshalb dann nicht Dublin, denkt Leblanc. Irland liegt schließlich nicht aus der Welt.

Und er macht sich auf den Weg nach Malines. Sicher weiß Van Nuffel mehr, als er schrieb.

Da will es der Zufall, dass ihm im Zug nach Malines ein Freund begegnet, der erzählt, in Luxemburg sei ebenfalls ein Posten als Organist vakant. Wenn er sich recht entsinne, dann in der Kathedrale. So genau wisse er das aber nicht zu sagen.

Luxemburg, denkt Leblanc, Luxemburg ! Kathedrale ! Und aus seiner frühen Kindheit steigt ein lichtverklärtes Frühlingsbild auf. Daheim in der Kammer der Mutter hing ein Bild- Notre- Dame de Luxembourg. Und einmal hatte sie, die Mutter, ihn mitgenommen zur Oktave. Ein einziges Mal. Aber der Tag strahlt heute noch durch seine ersten Erinnerungen. Prozessionen, Fahnen, Sonnenschein und Blütenpracht. Musik, Musik, eine Stadt voll Musik. Und dann ein Lichteraltar, um den tausend Flämmlein züngelten, dass es war, als hätte Sankt Peter den Himmelsvorhang zur Seite geschoben und es öffne sich das Paradies, und vor dem Thron der Gottesmutter sängen in wogendem Kontrapunkt die himmlischen Heerscharen Regina coeli und Osteralleluja.

Wie er in Malines eintraf, dachte er schon gar nicht mehr an Dublin. Ja, meint Van Nuffel, von der Vakanz in Luxemburg habe er wohl gehört. Tatsächlich in der Kathedrale. Nur sei das nichts für Leblanc. Da sei Dublin doch ganz was anderes.

Leblanc ist gegenteiliger Ansicht. Die beiden geraten aneinander. Van Nuffel denkt, ob denn das die Möglichkeit sei. Da winken einem jungen Mann Ruhm und Ehre und alles, was sich nur wünschen lässt. Und der will nach Luxemburg. Der Professor ist entsetzt. Er bittet, fleht, beschwört, donnert, rast, droht mit ewiger Feindschaft und kann nicht verstehen, wie einer sich eine glänzende Karriere selbst verschließt. Doch Leblanc ist nicht zu bewegen. Er meldet sich nach Luxemburg.

Es melden sich noch andere. Auf den 1. Juli ist der Wettbewerb festgesetzt. Die Ankündigung lautet etwas lakonisch. Leblanc denkt, er geht lieber mal hin und sieht sich

alles selbst an. Morgens gegen acht ist er an der Bahn und fragt sich durch bis zur Kathedrale. Die alte Orgel von damals schaut nicht so aus, wie er sich jene in Dublin geträumt hatte. Egal. Von einem Professor Heckmes hat er gehört. Er soll im Musikleben Luxemburgs Regen und Sonnenschein machen. Den will er sprechen. Aber wo ? Er läuft zur Heckmes'schen Wohnung, zum Mädchenlyzeum, und landet schließlich in der alten Normalschule in Heilig Geist. Ja, der Herr Professor sei im Haus, nur müsse der junge Herr schon warten. Der Herr Professor sei eben am Dozieren.

Also wartet Leblanc. Er wartet lang und noch länger. Blickt immer wieder auf die Uhr. Dreiviertel elf. In genau einer Stunde fährt sein Zug. Den darf er nicht verpassen. Und wartet weiter.

Schließlich tritt der geistliche Herr herein. Blickt nieder von seiner olympischen Höhe auf den schwächlichen jungen Mann und fragt, womit er dienen könne. Leblanc hat keine Zeit mehr zu verlieren. Der Zug ! Also erspart er sich die *Captatio benevolentiae*. Er komme wegen der Organistenstelle. Sowas von Jüngling ! Heckmes zwinkert vergnügt. Ja, wegen der Organistenstelle sei er gekommen, wiederholt Leblanc. Der Herr Professor sei vielleicht so liebenswürdig, Einsicht zu nehmen in sein Repertoire. Und er reicht dem Olympier eine lange Liste: Buxtehude, Pachelbel, Bach, Haendel, Mendelssohn, Franck, Widor, Guilmant, Vierne, und all die andern. Heckmes liest, blickt herab auf den jungen Mann, durchs Glas und darüber, ringt nach Atem, und meint zu guter Letzt, wo er denn das alles gerafft habe. Leblanc greift stolz in die Tasche nach seinem Diplom in Malines. Und macht die niederschmetternde Entdeckung, dass er es einzustecken vergessen hat. Weitschweifige Erklärungen kann er nicht mehr abgeben. Der Zug!

Heckmes wusste hernach (sic!= nachher) nicht, was er denken solle. Und wie am Abend des 1. Juli der Wettbewerb vorbei war, wusste er es schon gar nicht. Leblanc war der weitaus Beste gewesen.

So kam Albert Leblanc nach Luxemburg. Und immer wieder fand sich für ihn eine Gelegenheit oder ein Anlass, Heckmes von Neuem zum Staunen zu bringen.

Da war zum Beispiel die Geschichte mit der B-A-C-H- Fantasie von Max Reger. In Esch-St. Joseph war Orgelweihe gewesen, zu welcher ein deutscher Virtuose Max Regers Fantaisie über den Namen Bach gespielt hatte. Davon ging auf Palmsonntag die Rede beim Mittagstisch im Pfarrhaus von Liebfrauen. Leblanc saß mit zu Tisch. Heckmes erzählt von Regers Meisterwerk, dessen Wiedergabe so unendlich schwierig sei. Es gebe darin nicht eine einzige Note, die nicht irgendwie alteriert sei. Meint da einer der geistlichen Herren, ob denn etwa „der Kleine“ imstande sei, das zu spielen. „Weshalb nicht“, antwortet Heckmes, „so er sich etliche Wochen mit allem Nachdruck dahinter setzt.“

Leblanc hört gespannt hin und fragt schließlich, was denn das für eine Teufelskomposition sei. Moderne deutsche Orgelmusik kenne er eigentlich weniger. Ob Heckmes ihm nicht den genauen Titel aufschreiben möchte. Heckmes notiert. Und Leblanc geht montags zur Post, bestellt telegraphisch die Noten. Und wie am Ostersonntag das Hochamt zu Ende ist, und Heckmes sich eben dran macht, die Gesangnoten zusammenzuraffen, legt „der Kleine“ los, dass aus den Orgelpfeifen der

Staub hochfährt. Max Regers B-A-C-H ! Heckmes lässt die Noten fallen und steht regungslos, bis der letzte Akkord um Gewölbe und Pfeiler verzittert. Nein, sowas !

Wo zwei sich gegenseitig immer wieder neue, ungeahnte Sichten in den schier unerschöpflichen Reichtum ihrer Persönlichkeit zu erschließen in der Lage sind, da muss es wohl so sein, dass sie Freunde werden. Leblanc erzählt noch heute, wie sonst niemand als Heckmes so tiefen künstlerischen Eindruck auf ihn machte. Und Heckmes sprach immer nur mit größter Anerkennung vom Organisten wie vom Komponisten Leblanc. Seiner Kompositionen waren damals nur noch erst wenige: die „Grande Entrée“ auf das Thema des „Wilhelmus“, die Variationen über Weihnachtslieder und jene über das Ave maris stella. Seither sind eine Anzahl Vokalkompositionen hinzugetreten, zwei-, drei- und vierstimmige (eine Messe, Domine salvam fac für Männerchor und Orgel, Expositions gesänge, Requiem-Auszüge, usw), die alle bei unsern Kirchenchören eine weit größere Verbreitung verdienten.

Für Kompositionsarbeit blieb Leblanc in Luxemburg allerdings nur wenig Zeit. Hauptsache war und ist für ihn der liturgische Dienst. Dem gibt er sich restlos hin und widmet ihm seine ganze künstlerische Vollendung. Organisten stehen nicht, wie Konzertvirtuosen, im Rampenlicht. Aus ihrer Verborgenheit in der Anonymität der Orgelempore füllen sie das Gotteshaus mit der Urgewalt der Klänge. Was in ihrer Seele singt, lassen sie verströmen zu Ehren des Allerhöchsten. Da wird dann die Musik zu Dienst an Gott und an den Menschen.

So wirkt Albert Leblanc seit über vierzig Jahren in Luxemburg. Eine lange Zeit, in deren Verlauf er längst zu einem der unsrigen geworden ist. In ewig gleichem Rhythmus wechseln Requiem und Festtagshochamt. Immer ist Leblanc dabei. Freud und Leid teilt er mit denen drunten im Kirchenschiff. Kaum eine Orgel im Land, auf der nicht einer seiner Schüler seine Tradition weiterführt. Seit vierzig Jahren kaum eine neue Orgel, die nicht seine Hände zum ersten Mal aufjauchzen ließen. Kein Tag, an dem er nicht dem Herrgott in dessen Dom das liturgische Lob singt.

Gregor Stein schrieb einst von der Sehnsucht Tasten, die des Künstlers Hand löse. Albert Leblanc löst sie, indem er des Herzens Drang nach der ewigen Schönheit der Erfüllung nahe bringt. Not der Zeit und Trauer des Augenblicks werden überwunden durch die Hingabe an das Ewig-Schöne. Die Kunst eröffnet dem Menschen eine neue Dimension und wird in des Wortes wahrster Bedeutung zur splendor veritatis. Der Alltag fällt ab mit all seinen Mühen und Sorgen, das Leben gewinnt wieder seine wahren Maßstäbe, man fühlt sich befreit und erlebt an sich selbst den Sinn des Wortes in unserer Oktav-Messe, das sagt, der Herr habe die Trauer in Freude gewandelt: *convertisti planctum meum in gaudium*.

Wir saßen oft zusammen in des Domorganisten Eckstube. In der Mitte ein Flügel, drüben ein Klavier, in jedem Zimmer ein Klavier, an den Wänden Beethoven, Bach, Liszt, Haendel, Wagner. Daneben die Photos mit Widmung von Depuydt, dem ehemaligen Professor von Malines, Plum, Marcel Dupré, dem weltberühmten Virtuosen, der des öfteren nach Luxemburg kam, um Leblanc zu sehen und ihm immer wieder seine Anerkennung aussprach, ja sogar jene des damals noch blutjungen italienischen